

KUCKUCKS MÖRDER

THRILLER



RAIMON WEBER



ulstein

RAIMON WEBER

KUCKUCKS- MÖRDER

THRILLER

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage November 2014
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014
© Raimon Weber
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: Ei: Jane Burton/Getty Images,
Komposition: FinePic®, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Garamond
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28534-4

Prolog

Das Licht der Taschenlampe war nur noch ein bernsteinfarbenes Glühen.

»Das ist nicht gerecht!«, schrie Robert. »Das ist wirklich nicht gerecht! Ich brauche mehr Zeit!«

Der Fremde hatte gesagt, dass die Batterien der Taschenlampe für mindestens eine Stunde ausreichten, doch es konnten höchstens zwanzig bis dreißig Minuten vergangen sein. In dieser Zeit hatte er gerade mal zwei Seiten des Schreibblocks mit schiefen Buchstabenkolonnen vollkritzeln können. Jedes Wort davon war gelogen, aber das war ihm völlig gleichgültig. Hauptsache war, dass der Inhalt seines Geständnisses – so hatte es der Fremde bezeichnet – den Erwartungen eher entsprach als die erste Fassung. Robert war für die erste Version hart bestraft worden. Sehr hart. Die Erinnerung an die Schmerzen und Demütigungen ließ Übelkeit in ihm aufsteigen.

Er hatte noch längst nicht genug geschrieben.

Vielleicht erholten sich die Batterien ein wenig, wenn er die Lampe eine Weile ausgeschaltet ließ.

Robert saß still im Dunkeln und hörte, wie sein Atem sich beschleunigte. Er trug nur Boxershorts, aber trotzdem fror er nicht. Er fühlte sich fiebrig. Jetzt, wo er sich nicht mehr auf das Schreiben konzentrierte, meldete sich der pochende Schmerz im linken Arm zurück. Im Licht der Lampe hatte die Wunde übel ausgesehen. Die Haut

um das Einstichloch herum war angeschwollen und von tieferer Farbe. Dass sein linker Arm mit einer Kette an einen Haken gefesselt war, machte die Sache noch schlimmer.

Robert fragte sich, wie lange die Taschenlampe nun schon ausgeschaltet war. Drei, vier Minuten oder länger?

Er betätigte den Schalter, und es geschah nichts. Der winzige Glühdraht glimmte noch nicht einmal kurz auf. Robert schob den Schalter immer wieder hin und her, schüttelte die Lampe und klopfte gegen das Gehäuse aus Leichtmetall. Als er die Batterien herausnahm, um sie in einer neuen Reihenfolge wieder einzusetzen, entglitten sie seiner Hand. Er hörte, wie sie aufschlugen und davonrollten. Es gelang ihm, eine Batterie in der Dunkelheit zu ertasten. Danach hockte er auf dem kalten Boden und schluchzte. Irgendwann begann er wieder um Hilfe zu rufen. Obwohl das auch in den letzten zwei Tagen – oder waren es schon drei? – keinen Erfolg gehabt hatte. Der quadratische Raum mit einer Seitenlänge von zwei Metern und einer Decke, die so niedrig war, dass Robert sich nicht aufrichten konnte, musste absolut schalldicht sein. So fest er sein Ohr auch gegen die Wand presste, es drang kein Laut von der Außenwelt in sein Gefängnis.

Da war nur dieses leise Summen hinter dem kreisrunden Gitter. Von dort wurde Luft in sein Gefängnis geblasen. Er konnte sie spüren, wenn er die Hand vor die Gitterstäbe hielt.

Plötzlich wurde die Luke über ihm aufgerissen. Robert war von dem grellen Licht geblendet und wollte schützend beide Hände vors Gesicht halten. Durch die ruckartige Bewegung hätte er sich beinahe den angeketeten Arm ausgekugelt. Er schrie auf.

»Fertig?«, fragte eine Stimme.

»Die Batterien haben nicht gehalten«, ächzte Robert. Er konnte den Mann nur schemenhaft im weißen Licht ausmachen.

»Du hast die Lampe kaputtgemacht.«

»Nein, ganz bestimmt nicht.« Seine Stimme klang jetzt flehend wie die eines Jungen, der etwas angestellt hatte.

»Bist du mit deinem Geständnis fertig geworden? Ich stelle dir diese Frage nicht noch einmal.«

»Kann ich noch etwas Zeit haben?«, bettelte Robert.

»Gib mir den Block.« Der Mann streckte ihm die linke Hand entgegen. Robert konnte nicht genau erkennen, was sich in der anderen Hand verbarg. Mit Sicherheit handelte es sich dabei um einen Gegenstand, der schlimme Schmerzen verursachen konnte. Robert hatte davon einige Kostproben erhalten, als er noch den Mut besessen hatte, den Mann nach dem Grund seiner Entführung zu fragen und ihm sogar mit Konsequenzen zu drohen.

Mittlerweile wusste Robert, was dieser Fremde, den er niemals zuvor gesehen hatte, von ihm verlangte. Die Situation war absurd, aber Robert würde sich fügen und vor keiner Form der Selbsterniedrigung zurückschrecken, um zu überleben.

Der Mann riss ihm den Schreibblock aus der Hand und bewegte sich ein Stück rückwärts.

Robert hörte, dass der Mann beim Lesen auf und ab ging, kurz innehielt und ein Brummen von sich gab. Hatte es sich zufrieden, vielleicht sogar anerkennend angehört? Robert klammerte sich an diesen Gedanken.

»Du machst Fortschritte«, sagte der Mann. »Dein erstes Geständnis war nichts anderes als der Versuch, dich zum Opfer statt zum Täter zu machen.«

»Ja, ja! Das bereue ich sehr! Sie haben recht. Das war

ein ganz billiger Trick!« Robert sprach sehr laut, denn der Mann war aus seinem Blickfeld verschwunden. Alles, was Robert sehen konnte, war eine Kreissäge und ein Stapel Bretter. Aber der Fußboden war blitzsauber. Nicht die geringste Spur von Sägemehl oder Holzspänen.

Der Kopf seines Entführers tauchte so plötzlich in der Öffnung auf, dass Robert mit einem leisen Schrei bis zur Wand in seinem Rücken zurückwich. Der Schreibblock flog auf ihn zu und prallte gegen seine Schulter.

»Es ist nur so, dass dein zweiter Versuch auf den ersten Blick beinahe akzeptabel erscheint«, begann der Mann. Robert hörte, wie die Stimme einen bedrohlichen Unterton annahm. So, als stände ein erneuter Wutausbruch unmittelbar bevor. »Aber wenn man genauer liest, entsteht der Eindruck, du erfindest einfach etwas, von dem du glaubst, dass es mir gefallen würde.«

»Das ist nicht wahr!« Robert schüttelte heftig den Kopf. »Ich bereue! Ich war ein echter Scheißkerl!«

»Du!«, brüllte der Mann. »*Du!* Du bist noch immer ein Scheißkerl! Du wirst immer ein verdammter Scheißkerl bleiben!«

Robert erkannte jetzt den Gegenstand in der rechten Hand seines Entführers. Es war ein schwarzer Trommelrevolver mit kurzem Lauf. Damit konnte man nicht nur Schmerzen zufügen, sondern schnell und gezielt töten.

Der Mann zielte mit der Waffe auf Roberts Kopf.

Robert fuchtelte mit dem rechten Arm in der Luft herum und stammelte, dass er alle seine Fehler einsehe und sich ändern wolle. Doch der Mann blickte ihn nur voller Verachtung an – wie etwas, in das er auf dem Gehweg getreten war.

Und drückte ab.

Robert sah das Mündungsfeuer aufblitzen, spürte die Hitze und schloss reflexartig die Augen.

Das Explosionsgeräusch des Schusses hatte ihn halbtot gemacht, und er schmeckte Blut in seinem Mund, weil er sich auf die Zunge gebissen hatte. Aber er war nicht tot.

Der Mann betrachtete ihn und hatte die Arme fest vor der Brust verschränkt. Die Pistole war verschwunden.

»Nur eine Platzpatrone. Es ist nicht an mir, über dich zu richten. Das werden andere übernehmen«, sagte er. »Heute noch.«

Robert übergab sich. Eine zähe, bittere Flüssigkeit. Seit er hier eingesperrt war, hatte er nichts zu essen bekommen. Nur einen Plastikkanister mit Wasser, das intensiv nach Dieselöl schmeckte.

»Du bist widerlich. Aber ich werde dich ohnehin reinigen müssen. Bleib genau dort stehen!«, sagte der Mann und wandte sich ab.

Nach einer Weile vernahm Robert ein näher kommendes Quietschen. Vor ihm tauchte der Mann mit einem klobigen Kasten auf Rädern auf: einem Hochdruckreiniger.

Der erste Wasserstrahl traf Robert wie ein Peitschenschlag. Der zweite wie ein Messerstich.

»Zieh die Hose aus!«, befahl der Mann. »Die brauchst du nicht mehr.«

Kapitel eins

Hinter dem Fenster verblasste das Licht eines trüben Januartages.

Eva Flessner hatte ihre Polizeiuniform gegen Jeans und Pullover getauscht und lehnte im Flur ihres Apartments an der Wand. Sie versuchte ruhig und normal zu atmen. Aber das war gar nicht so einfach, denn ihr Herzschlag hallte in den Ohren. Dumpf und hektisch. Wie ein Motor, der nicht ganz rund lief.

Eva hob den Kopf und studierte ihr Gesicht in dem ovalen Spiegel neben der Garderobe. Ihre Lippen waren blau angelaufen, und eine intensive Blässe überzog ihre Wangen. Das linke Augenlid zuckte ein paarmal unkontrolliert. Bis vor wenigen Monaten hätte sie niemand für zweiunddreißig gehalten, aber jetzt schien sie das Alter einzuholen.

In ihrer Jugend hatte Eva immer peinlich genau auf ihr Gewicht geachtet, mittlerweile mied sie die Waage im Badezimmer. Das spitze und schmale Gesicht und die immer weiter werdenden Hosenbünde machten ihr auch so deutlich, dass sie an Gewicht verlor. Eine neue Polizeiuniform würde sich nicht vermeiden lassen.

Ich bin nur überarbeitet.

Sie pustete eine blonde Haarsträhne aus ihrer Stirn. Ein ruhiger Abend vor dem Fernseher würde da etwas Abhilfe schaffen.

Das Telefon im Wohnzimmer klingelte, und sie stieß einen leisen Fluch aus. Dann atmete Eva aus: Die Kollegen riefen sie immer zuerst auf dem Handy an.

Auf den wenigen Metern bis zum Telefon hatte sie das Gefühl, als würde der Boden unter ihr schwanken.

Sie nahm den Hörer ab. »Flessner.«

»Eva! Gut, dass ich dich erreiche.«

Sie erkannte die Stimme sofort. Gerda, die Mutter ihrer besten Freundin Petra, hörte sich immer so an, als sei etwas Furchtbares passiert. Die alte Dame erzählte, dass sie seit Tagen erfolglos versuche, ihre Tochter zu erreichen. Dabei käme die doch jeden Mittwoch vorbei, um den Einkauf für sie zu erledigen. Und heute sei ja schon Donnerstag.

»Haben Sie es mal im Büro Ihres Schwiegersohns probiert?«, fragte Eva.

»Sicher«, erwiderte Petras Mutter. »Die sagten, er habe sich Urlaub genommen. Aber wenn alle zusammen für ein paar Tage weggefahren wären, hätte mir Petra Bescheid gegeben. Außerdem müssen die Kinder doch zur Schule.«

Stimmt, dachte Eva und spürte, wie sich ein Gefühl der Unruhe einstellte. Die Winterferien waren längst vorbei.

»Ich wollte schon die Polizei anrufen«, redete Gerda weiter. »Aber dann dachte ich mir, ich bitte dich darum, mal nach dem Rechten zu sehen. Schließlich bist du ja auch Polizistin.«

»Gut«, sagte Eva. »Ich fahre gleich los und melde mich dann später.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, versuchte sie zuerst ihre Freundin auf dem Handy und dann auf dem Festnetz anzurufen. Der Spruch auf dem Anrufbeantworter war

schon vor ein paar Jahren von Petras jüngstem Kind, dem kleinen Sebastian, gesprochen worden.

»Sie können nach dem Piepen was sagen. Tschüüüs!«

Damals hatte er noch Probleme mit den K-Lauten.

Eva zog sich eine Winterjacke über und griff nach dem Autoschlüssel. Ihre Unruhe verwandelte sich in Besorgnis.

*

Petra und ihre Familie wohnten im Dortmunder Stadtteil Wickede. Da, wo das Ruhrgebiet ausfranste und fast schon ländlich wurde. Das Haus der Wieses stand eingrahmt von hohen Kiefern am Rande großer Felder. Von dort aus konnte man weit sehen. Früher hatte Eva mit ihrer Freundin oft in den Abendstunden auf der Terrasse gegessen und die Aussicht über Getreideähren und Rapsblüten bis hin zur Autobahn genossen. In den letzten Jahren waren diese Momente immer weniger geworden. Petra musste oft absagen, weil eines der Kinder krank war oder sie ihren Mann zu einem Geschäftsessen begleiten musste.

Eva parkte ihren Opel Corsa vor der Einfahrt. Obwohl es bereits dämmerte, brannte im Haus kein Licht. Nur ein Bewegungsmelder reagierte auf ihr Kommen und schaltete die Lampe über dem Eingang ein. Sie klingelte dennoch und wartete auf der Bastmatte mit den eingewebten Marienkäfern und einem verblichenen »Willkommen«. Da niemand auf ihr Läuten reagierte, klopfte Eva einige Male gegen die Haustür. Sie hob den Deckel des Briefkastens, spähte hinein und entdeckte zwei weiße Briefumschläge und einen Werbesprospekt. Wäre Petra zu Hause, hätte sie die Post längst hereingeholt. In solchen Dingen war sie sehr genau.

Eva folgte dem schmalen Plattenweg im Vorgarten zu der Doppelgarage am Ende der Auffahrt. Die beiden Tore waren verschlossen, und durch das kleine Fenster in der Seitenwand konnte sie nicht erkennen, ob die beiden Autos der Wieses dort abgestellt waren.

Eva überlegte einen Moment, wog ab, ob die Situation ihr ein Eindringen erlaubte, und ging schließlich zu dem Geräteschuppen hinter dem Haus. Dort lag zwischen einem Stapel Ziegelsteinen, die Petras Mann dort aufgeschichtet hatte, um irgendwann mal einen massiven Grill im Garten zu errichten, der Schlüssel zur Kellertür. Eva wusste davon, weil sie immer dann, wenn die Familie im Urlaub war, im Haus nach dem Rechten sah und dabei die Zimmerpflanzen goss.

Der Schlüssel befand sich an der gewohnten Stelle. Eva drehte sich um und sah zu dem Haus hinüber, das sich vor dem Nachmittagshimmel scharf wie ein Scheerschnitt abzeichnete. Jemand konnte dort hinter den Fensterscheiben stehen und sie beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.

Eva wünschte sich, sie hätte ihre Dienstwaffe eingesteckt.

Das einzige Geräusch, das zu hören war, stammte vom unentwegten Strom der Fahrzeuge auf der zwei Kilometer entfernten Autobahn. Mit etwas Phantasie klang es wie Meeresrauschen.

Eva stieg die Kellertreppe hinab, schloss die Tür auf und trat über die Schwelle in einen dunklen, nach Heizöl riechenden Raum. Sie tastete nach dem Lichtschalter, und eine Neonröhre erwachte mit leisem Klicken zum Leben und tauchte alles in blauweißes Licht.

An der Wand lehnten die Fahrräder der beiden Kinder. Hannah war dreizehn, und ihr kleiner Bruder Se-

bastian hatte vor sechs Wochen seinen achten Geburtstag gefeiert. Seitdem hatte Eva ihre Freundin und deren Kinder nicht mehr gesehen. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor.

Eva hatte es mit einem Mal eilig, ins Erdgeschoss zu gelangen.

Im Haus war es kühl. Beinahe so, als wäre die Heizung abgeschaltet. Obwohl der Winter die Region bisher mit strengem Frost verschont hatte, war das bei einer Außentemperatur von vier bis fünf Grad überaus ungewöhnlich.

»Hallo! Ich bin es! Eva!« Sie stand im Flur und lauschte in die Stille. »Ist jemand da?«

Weder ihre überraschte Freundin noch deren Mann oder die Kinder kamen ihr entgegen. Das Licht von der Kellertreppe hüllte nur den vorderen Teil des Flures in diffuses Licht, dahinter herrschte Dunkelheit. Hastig suchte Eva nach dem Schalter und spürte, wie sie trotz der Kälte zu schwitzen begann. Sie versuchte den schneller werdenden Herzschlag in ihrer Brust einfach auszublenden und sagte sich, dass es bisher nicht den geringsten Grund zur Beunruhigung gab. Bisher wies nichts auf ein Verbrechen hin.

Eva beschloss, zuerst im Wohnzimmer nachzusehen. Auf dem Weg dorthin kam sie an der geöffneten Küchentür vorbei. Sie konnte sehen, dass auf dem Tisch Gläser und Teller standen. Wenn die Familie ein paar Tage in den Urlaub gefahren wäre, hätte Petra das Geschirr zuvor abgeräumt. Sie und ihr Mann legten eine Ordnung an den Tag, die an Pedanterie grenzte.

Eva schaltete die Küchenlampe ein. Es roch säuerlich. Eines der Gläser war zur Hälfte mit einer gelben Flüssigkeit, vermutlich Orangensaft, gefüllt. Auf dem

Teller lag eine angebissene Schnitte Vollkornbrot. Der Käse darauf war schon ganz trocken und hart. Auf den weißen Fliesen, direkt vor dem Kühlschrank, lag ein zerbrochenes Gurkenglas. Von dort stammte der intensive Essiggeruch. Die kleinen Cocktailgurken sahen auf dem Küchenboden wie verendete Raupen aus.

Das alles war nichts Dramatisches. Nichts Eindeutiges, was auf einen Unfall oder ein Verbrechen hindeutete. Es gab keine Einbruchsspuren, kein Blut oder Anzeichen von Gewalt. Nur hätte Petra niemals ein zerschelltes Gurkenglas samt Inhalt auf dem Küchenboden liegen lassen ...

Eva wandte den Blick in Richtung Wohnzimmertür. Im Halbdunkel glaubte sie die Umrisse eines Menschen zu erkennen. Die Person saß zusammengesunken auf dem Sofa.

»Petra?«, sagte Eva halblaut und überwand die wenigen Meter zum Wohnzimmer mit zögernden Schritten.

Wenn es wirklich ihre Freundin Petra war, die da auf dem Sofa saß, stimmte etwas ganz und gar nicht.

*

Eva schaltete das Licht ein. Im schwachen Schein der Deckenlampe sah es zunächst so aus, als sei Petra Wiese auf dem Sofa eingeschlafen. Dabei war ihr der Kopf auf die Brust gesunken.

Eva drehte den Dimmer hoch und stürzte zu ihrer Freundin. Als sie ihr Kinn vorsichtig hob, blickte sie in gebrochene Augen.

Petra war tot.

Und das nicht erst seit kurzer Zeit, die Leichenstarre war längst eingetreten.

Erst aus unmittelbarer Nähe konnte Eva erkennen,

dass Petras Bluse blutgetränkt war. Das ehemalige Dunkelblau war einem dunklen Braunton gewichen.

»Die Kinder!«, stieß Eva laut hervor und erschrak vor ihrer eigenen Stimme. Sie musste leise sein. Vielleicht befand sich der Mörder noch im Haus.

Eva griff nach ihrem Handy und wählte den Notruf 110. Sie wusste automatisch, welche Angaben sie zu machen hatte. Die Kollegen versprachen, sofort zu kommen, und gaben ihr den Rat, überaus vorsichtig zu sein.

Sie musste nach oben. Zu den Kindern. Eva nahm zwei Stufen auf einmal, vergaß alle Vorsicht und rief: »Hannah! Sebastian!«

Sie erhielt keine Antwort.

Im oberen Flur war alles ruhig. Durch ein Fenster konnte sie die Positionsleuchten eines Flugzeugs im Landeanflug auf den Flughafen Dortmund sehen.

Eva horchte. Vielleicht versteckten sich die Geschwister irgendwo.

Plötzlich wusste sie nicht mehr, welche der vier Türen zu Hannahs und Sebastians Zimmern führten. Sie war nur wenige Male hier oben gewesen.

Die erste Tür führte in ein Badezimmer. Benutzte Handtücher waren auf den Bodenfliesen verteilt. Daneben ein einzelner hellblauer Kinderpantoffel.

Eva öffnete die nächste Tür. Auf dem Bett lag ein nackter Mann auf dem Rücken. Brust und Bauch waren ein Labyrinth aus Fleischwunden.

Eva schnappte nach Luft und schaute kurz weg, um sich zu sammeln.

Es war gut, dass sie das Licht im Raum nicht eingeschaltet hatte. Der schwache Schein durch die geöffnete Tür milderte den Schrecken ein wenig.

Sie zwang sich, erneut hinzusehen, obwohl es für sie keinen Zweifel gab, dass es sich um Robert handelte. Den Mann, mit dem ihre Freundin seit dreizehn Jahren verheiratet war.

Sieh nicht hin!, dachte Eva. *Sieh nicht noch einmal hin! Er ist tot. Um das festzustellen, benötigst du keinen weiteren Blick.*

Sie tat es trotzdem, und ihr kam der seltsame Gedanke, wie gut es doch war, dass dies alles im Januar geschah. Im Sommer wäre hier alles voller Fliegen gewesen.

Zwischen Roberts gespreizten Schenkeln klaffte eine riesige Wunde. Man hatte ihm die Genitalien komplett entfernt.

In Evas Schädel dröhnte ihr Herzschlag in der Lautstärke einer Dampfhamme. Grelle Lichtflecke schoben sich blitzartig in ihr Blickfeld und löschten den furchtbaren Anblick aus. Sie suchte nach Halt, stieß gegen eine Kommode und kämpfte mit aller Kraft dagegen an, das Bewusstsein zu verlieren.

Eva schrie. Der Schrei schaffte Klarheit in ihrem Kopf, und plötzlich fühlte sie sich dazu bereit, sich dem Unvermeidlichen zu stellen: Sie musste nach den Kindern sehen.

Es waren nur noch zwei Türen übrig.

Hinter der ersten befand sich Hannahs Zimmer. Eva konnte es riechen. Ein leichter süßlicher Geruch lag in der Luft. Mädchenparfüm. An der gegenüberliegenden Wand hing das Poster eines jungen Kerls mit Waschbrettbauch und abstehenden Haaren. Irgendein junger Popstar, dessen Name Eva entfallen war.

Hannah, filigran und zerbrechlich wie eine Puppe aus Porzellan, lag mit geschlossenen Augen im Bett.

Einen winzigen Moment lang gab sich Eva der Illu-

sion hin, das Mädchen könnte einfach nur tief und fest schlafen. Obwohl man ihrem Vater ein paar Schritte entfernt die Genitalien aus dem Leib geschnitten hatte und die Mutter auf dem Sofa im Wohnzimmer verblutet war.

Ganz behutsam, obwohl die Realität sie schon längst wieder eingeholt hatte, legte Eva zwei Finger auf die Halsschlagader des Mädchens.

Wie erwartet spürte sie keinen Puls.

Eva Flessner schmeckte Tränen auf ihren Lippen. Ein Geschmack, den sie beinahe vergessen hatte. Sie hatte seit Jahren nicht mehr geweint.

Mit unsicheren Schritten betrat sie das letzte Zimmer. Unter der Decke hing ein zigarrenförmiger Flugkörper. Er schwang in dem Luftzug, der durch das Öffnen der Tür verursacht worden war, hin und her. Der kleine Sebastian liebte Zeppeline. Eva hatte ihm zu seinem letzten Geburtstag einen Bildband mit historischen Luftschiffen geschenkt.

Sebastian lag wie seine Schwester im Bett. Aber sein Gesicht war mit einem Handtuch bedeckt.

Eva hob den Stoff vorsichtig an, um keine Spuren zu verwischen.

Mund und Augen waren geschlossen. Der kleine Junge war tot.

Sebastian war ein wunderbarer Junge gewesen, einer der sanftesten und gleichzeitig klügsten, die Eva je kennengelernt hatte. Insgeheim hatte sie sich oft gewünscht, er wäre ihr Sohn.

Eva sank auf die Knie, verbarg ihr Gesicht in den Händen und schrie, bis sie fast das Bewusstsein verlor.

Als sie die Sirenen der heranrasenden Einsatzfahrzeuge vernahm, stand sie auf und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. Eva wollte wieder funktionieren.

Ich werde alles dafür tun, dass wir diese Bestie kriegen! Absolut alles.

*

Falk Stucke saß in der Überwachungszentrale. Von hier aus konnte er alles regeln: den Verkehr rund um das Einkaufszentrum Ruhr-Alleen, den Fluss des Kundenstroms und im Notfall Rettungseinsätze bis hin zur kompletten Evakuierung. Vierundvierzig Kameras waren auf dem gesamten Gelände verteilt. Falk und seine Kollegen hielten damit Ausschau nach Dieben, Betrunkenen und Randalierern. Erst letzte Woche hatten ein paar junge Burschen die Ausstellungsvitrine einer Parfümerie mit einem schweren Stein zertrümmert. Außer einer Packung Bodylotion war laut der Filialleiterin nichts gestohlen worden. Leider waren die Täter davongekommen. Falk hätte sie zu gern nach ihren Beweggründen gefragt, vorausgesetzt, die Kerle waren überhaupt in der Lage, einen klaren Satz zu formulieren.

Um Viertel vor zehn am Morgen war die Situation in den Ruhr-Alleen noch übersichtlich. Um diese Zeit schlichen in erster Linie Rentner von Schaufenster zu Schaufenster.

Dann gab es noch die Schulschwänzer. Sie zogen die Ladenpassagen den Klassenräumen vor und drückten sich in einem der Fast-Food-Restaurants herum. Kaufte sich von ihrem knappen Geld eine Cola oder einen Milchshake und hielten sich an ihrem Getränk stundenlang fest, um nicht wieder ziellos durchs Einkaufszentrum schlendern zu müssen.

Falk entdeckte auf einem der Monitore ein junges Mädchen, das sich für die Haarspangen und Ohrringe in den Verkaufsständen neben dem Eingang eines Ladens

für billigen Modeschmuck interessierte. Er hatte ein Gespür dafür, wenn jemand ohne große Erfahrung mit dem Gedanken spielte, etwas zu stehlen. Da waren die verstohlenen Blicke nach allen Seiten, das viel zu lange Zögern und der Versuch, die ins Auge gefasste Beute mit dem Körper zu verdecken.

Falk beobachtete das Mädchen nicht zum ersten Mal. Mit ihren grün gefärbten Strähnen im schwarzen Haar und einer so spindeldürren Figur, dass sie auch nicht von der langen Wolljacke kaschiert werden konnte, gab sie eine einprägsame Erscheinung ab. Falk schätzte das Mädchen auf höchstens dreizehn, und es erschien mit einer solchen Regelmäßigkeit auf seinen Überwachungsmonitoren, dass er sich fragte, ob die Verantwortlichen an den Schulen vor den chronischen Schulschwänzern mittlerweile kapituliert hatten.

Er zoomte das Bild gerade rechtzeitig heran, um mitzukriegen, dass sie ein paar Ohringe unter ihrer Jacke verschwinden ließ. Da er das Sortiment des Ladens kannte, mochte der Wert der Beute unter zehn Euro liegen. Er hatte sie nie zuvor bei einem Diebstahl erwischt und verspürte keine Lust, irgendetwas zu unternehmen. Falk empfand Mitgefühl, denn er wusste, was es bedeutete, in jungen Jahren ein Außenseiter zu sein. Immer allein wie das Mädchen mit den grünen Strähnen, weil man nicht den Vorstellungen der Gleichaltrigen entspricht. Sie war so dünn, dass er auf Magersucht tippte. Er war in ihrem Alter fett gewesen. So fett, dass die Sportlehrer es aufgegeben hatten, ihn mit den anderen Schülern durch die Turnhalle zu scheuchen.

Heute, im Alter von neununddreißig Jahren, war er ein massiv gebauter Mann mit einer Größe von 1,88 m, ohne ein Gramm Fett zu viel. Er rasierte sich den

Schädel, bevorzugte auch privat dunkle Kleidung und wirkte auf den ersten Blick wie die Idealbesetzung für den schlagkräftigen Leibwächter eines Gangsterbosses. Doch wer ihn näher betrachtete, dem fielen die dunklen Augen auf. Falk schien die Welt stets mit einer Mischung aus Traurigkeit und Verwunderung zu betrachten. Außer wenn er zornig war.

Falk wechselte zu einer anderen Überwachungskamera und ließ das Mädchen ziehen. Er konnte sicher sein, dass sie kein von den Verwaltungsleuten des Centers bezahlter Lockvogel war, der die Effizienz des Sicherheitsdienstes auf die Probe stellen sollte. Die schickten zumeist Studenten, die für ein paar Euro Stundenlohn so tun mussten, als wären sie Ladendiebe. Für Falk stellten die Tests kein Problem dar. Er starrte seit Jahren auf die Monitore und konnte die Kunden anhand von Kleidung, Mimik und Fixierung auf bestimmte Waren genau in Kategorien einordnen. Markant war für ihn auch die Art, wie sie sich bewegten. Jemand, der scheinbar ziellos herumschlich, musste nicht unbedingt auf Beute aus sein, sondern schlug vermutlich einfach nur die Zeit tot. Menschen mit zu hohem und permanentem Alkoholkonsum erkannte Falk häufig an ihrem steifen Gang. Jeder Schritt erforderte allerhöchste Konzentration.

Falk goss sich den dritten Kaffee an diesem Vormittag ein. Er rauchte nicht, trank nur selten Alkohol und lief regelmäßig über die Feldwege in der Nähe seines Wohnortes. Mit seinen fast vierzig Jahren war er besser in Form als jemals zuvor in seinem Leben.

Erst nach dem Tod seines Vaters vor fünfzehn Jahren war es ihm gelungen, sein Leben neu zu ordnen. Bis dahin hatten seine Eltern ein Geschäft für preisgünstige Bekleidung – sein Vater bekam einen Tobsuchtsanfall,

wenn man stattdessen den Ausdruck *billig* verwendete – betrieben. In der Schule trug Falk daher zur Belustigung der Mitschüler Sachen, die denen der älteren Lehrer verblüffend ähnlich sahen: braune Kord- oder Stoffhosen, karierte Hemden und speckig glänzende Kunstlederjacken. Am schlimmsten waren die Pullover aus Synthetikfasern, in denen er so furchtbar nach Schweiß roch, dass in der Klasse niemand mehr neben ihm sitzen wollte.

Wenn Falk allein vor den Monitoren saß und es so wie jetzt nichts für ihn zu tun gab, kehrten die Bilder aus der Vergangenheit zurück. Sie ließen sich nicht verscheuchen, und um ihn herum verschmolzen alle Geräusche zu einem fernen Rauschen. Mit blicklosen Augen hing er den Erinnerungen nach. Das waren die Momente, in denen er es noch nicht einmal bemerkt hätte, wenn auf den Bildschirmen eine Bande Bewaffneter aufgetaucht wäre, um das Einkaufszentrum zu stürmen.

*

Es war sein erstes Jahr auf der Realschule, als er nach dem Unterricht, heißhungrig wie immer, in die Küche stürmte und sich vor den Teller dampfender Linsensuppe mit extragroßen Stücken Mettwurst hockte. Gerade hatte er den Löffel in die Hand genommen, als ihn seine Mutter mit ungewohnt schriller Stimme darauf hinwies, dass dieser Teller für den Vater bestimmt sei. Falk sah sie erstaunt an, aber sie bestand darauf, dass er den Platz wechselte, und servierte ihm eine neue, gleich große Portion. In der Suppe schienen sogar noch mehr Würststücke zu schwimmen.

»Was soll das?«, vernahm er plötzlich die Stimme seines Vaters. Ruhig und nicht laut, aber mit diesem Un-

terton, der signalisierte, dass man jetzt erst besser genau nachdachte, bevor man antwortete.

Weder Falk noch seine Mutter hatten den Vater kommen hören. Er stand an der Türschwelle. Da, wo es im fensterlosen Flur selbst bei Tage ein wenig düster war und nach Schuhcreme roch.

»Es ist gar nichts. Ich habe dir nur etwas mehr aufgefüllt«, erwiderte Falks Mutter, und wie immer, wenn sie nervös war, sprach sie so schnell, dass aus ihrem Mund nur eine Kette von Lauten hervorsprudelte, die mit Worten nichts mehr zu tun hatten. Der Vater hasste es. Aber dieses Mal hatte er sie verstanden.

»Der Junge sieht aber hungrig aus«, erwiderte er. »Ich möchte, dass er meine Portion bekommt.«

»Ich kann ihm ja noch nachfüllen.« Sie hielt die Suppenkelle in der Hand und machte Anstalten, nach Falks Teller zu greifen.

Der Vater machte zwei Schritte in den Raum hinein, und sie wich zurück. Ihre Lippen presste sie zu schmalen Strichen zusammen.

Er vertauschte die Teller und ließ sich mit einem Grunzen auf den Stuhl fallen. »Der Junge bekommt, was für seinen Vater bestimmt war. Lang nur zu, Falk.«

Falk sah zuerst zu seinem Vater, der ihm aufmunternd zunickte, und blickte dann seine Mutter an. »Warte«, sagte sie nach kurzem Zögern zu ihrem Sohn. »Ich esse deine Suppe. Sie steht schon länger auf dem Tisch und ist sicher ein wenig kalt geworden.«

Falk hatte nur die Hälfte von dem verstanden, was sie gesagt hatte, und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

»Er frisst deine beschissene Suppe«, beharrte der Vater, und spätestens jetzt erkannte Falk, dass die Stim-

mung endgültig kippte und aus einer ungewöhnlichen Situation eine brandgefährliche wurde.

»Ich mag Linsen«, sagte Falk und tauchte den Löffel in die Suppe.

Seine Mutter durchquerte die Küche mit einer lautlosen, geschmeidigen Schnelligkeit und wollte nach Falks Teller greifen. Aber da ihr Gatte sie seit dem Betreten der Küche nicht eine Sekunde lang aus den Augen gelassen hatte, war ihr Versuch zum Scheitern verurteilt. Er umfasste ihren rechten Unterarm, ehe sie den Teller auch nur berühren konnte, und hielt sie fest. Sie erwiderte seinen forschenden Blick mit einem Lächeln, das schamhaft und verzweifelt zugleich war. »Ich ... Es tut mir leid.«

»Was tut dir leid?«, herrschte der Vater sie an, ohne den Griff zu lockern.

Falk zog den Kopf ein, beobachtete die Eltern mit wachsender Panik und suchte wie schon so oft nach einer Möglichkeit, die Situation zu entschärfen.

Der Vater ließ sie endlich los und deutete auf die beiden Teller auf dem Tisch. »Ich fasse zusammen, mein Schatz.« Jetzt lächelte er sogar. »Zwei Portionen Linsensuppe scheinen völlig gleich zu sein. Nur ist eine davon nicht für unseren Sohn bestimmt. Woran könnte das liegen? Bekommt er eine fettarme Variante? Das wäre mal eine sinnvolle Maßnahme! Anstatt ihn permanent zu mästen!«

»Es ist nichts«, sagte Falks Mutter so leise, dass sie kaum zu verstehen war. Ihr Gesicht hatte mittlerweile die Farbe von Neuschnee angenommen.

»Es gibt zwei Möglichkeiten«, fuhr der Vater fort. »Ich erfahre augenblicklich, was die beiden Portionen unterscheidet, und alles ist in Ordnung. Oder ich lasse den Fraß vom Gesundheitsamt untersuchen.«

Falk glaubte nicht, dass sich das Gesundheitsamt für die Suppe seiner Mutter interessieren würde, gab aber lieber keinen Mucks von sich.

»Haare«, sagte die Mutter.

Falks Vater legte den Kopf schief und sah dabei beinahe belustigt aus. »Haare? Habe ich richtig verstanden? Sind da Haare in meiner Suppe?«

»Bartstoppeln«, erwiderte sie.

»Oh!«, machte der Vater und klatschte so laut in die Hände, dass Falk zusammenzuckte. »Bartstoppeln! Stammen die wenigstens von mir?«

Die Mutter nickte kaum merklich.

Falk spürte plötzlich die Hand seines Vaters auf seiner Schulter.

»Es ist nämlich so, mein Junge, dass wir vor ein paar Tagen einen Krimi im Fernsehen gesehen haben. Einen amerikanischen Krimi. Da wird immer gern übertrieben.«

Falk wagte es nicht, seinem Vater in die Augen zu sehen. Er starrte auf den Teller und fragte sich, was Linsensuppe mit einem dieser US-Krimis, in denen immer riesige Autos um die Kurven schleuderten, zu tun haben könnte.

»In diesem besagten Film wollte eine alte Lady an das Vermögen ihres Mannes kommen, indem sie dem armen Kerl jeden Tag eine ordentliche Prise seiner eigenen Bartstoppeln aus dem Elektrorasierer ins Essen mischte. Das sollte dann zu Magenblutungen führen.« Der Vater kicherte, und Falk spürte zu seiner Erleichterung, wie der Druck auf seiner Schulter verschwand.

»Und nun stell dir vor, dass deine Mutter ebenfalls meine Bartstoppeln aus dem Rasierer sammelt und sie in die Suppe streut. Was sagst du dazu, Junge?«

Falk schluckte und suchte verzweifelt nach einer Antwort. »Ich weiß nicht«, gab er schließlich von sich und sah zu seiner Mutter, die wie erstarrt schien.

»Ich weiß es aber«, sagte sein Vater. »Nicht nur, dass deine Mutter keine eigenen Ideen hat, sie greift auch noch auf die absurden Einfälle von irgendwelchen Drehbuchschreibern zurück.« Er klatschte erneut in die Hände. »Das mit den Stoppeln funktioniert gar nicht. Deine liebe Mutter müsste mich schon mit einem Zentner von diesem Zeug ersticken.«

Falk verstand erst jetzt, dass seine Mutter tatsächlich versucht hatte, ihren Mann umzubringen. Er wünschte, sie hätte es klüger angestellt.

Der Vater näherte sich ihr bis auf Armeslänge und hob die Hand. Falk sah, dass die Mutter die Augen schloss und den Kopf zur Seite drehte. Nach allem, was Falk bisher gehört und manchmal auch mit angesehen hatte, fragte er sich, wie die Reaktion seines Vaters auf eine solche Tat – einen, wenn auch lächerlichen, Tötungsversuch – ausfallen würde. Doch zu seiner Überraschung tätschelte er seiner Mutter nur die Wange. So, wie man einen Hund streichelt, der brav ein Stöckchen apportiert hat.

»Du kleines Dummchen«, sagte sein Vater und stupste ihr mit dem Zeigefinger unter die Nasenspitze.

Der furchtsame Gesichtsausdruck der Mutter entspannte sich ein wenig.

»Entschuldige«, flüsterte sie. »Ich weiß selbst nicht, warum ich das getan habe.«

Der Vater sah auf die Armbanduhr und wandte sich mit ausgebreiteten Armen zu Falk um. »Dann werden wir heute wohl mal auswärts essen. Was hältst du von Pizza?«

»Gut«, sagte Falk nur.

»Gehen wir.« Der Vater drehte sich zur Mutter um.

»Die Einladung gilt natürlich nicht für dich.«

Seine Faust traf sie mitten ins Gesicht. Sie stolperte rückwärts gegen die Spüle. Blutend, schreiend. Geschirr zerschellte auf dem Boden. Die Mutter sank weinend vor Schmerzen und Schock auf Hände und Knie. Blut schoss aus ihrer Nase.

»Wenn wir wiederkommen, ist hier alles sauber«, sagte der Vater zu ihr und verließ den Raum.

Falk folgte ihm wie in Trance.